

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 9 (1933-1934)
Heft: 4

Artikel: Ho-Lei-Su, der Wohltäter
Autor: Amrein, E.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1065947>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



DER WOHLTÄTER

Novelle von E. Amrein

Illustriert von Walter Guggenbühl

I.

Jedesmal, wenn ich auf meinen Geschäftsreisen in Djoccia, der Hauptstadt des javanischen Fürstenreiches

gleichen Namens, übernachtete, zieht mich eine geheime Macht in das Chinesenquartier hinter dem neuen, grosszügig angelegten Marktplatz. In krassem Ge-

gensatz zu dessen kühlen und doch hellen Eisenbetonhallen und -unterständen zwängen sich, grad anschliessend daran, in langen, krummen Reihen die baufälligen, mit Brettern und Balken und Stricken zusammengeflochten Chinesenhäuser der schlitzäugigen kleinen Händler und Trödler heran zu den schmalen Gässchen voller Schmutz und undefinierbarer Gerüche. In einer dieser Gassen führt fast ausnahmslos jede Türe in einen kleinen Laden, der meist auch die Werkstatt zur Ausübung des zugehörigen Metiers in sich vereinigt: Schuhmacher, Schlosser, Gemüsehändler, Bijoutier und Uhrmacher, Mehlverkäufer und Bäcker, Spezereihändler, Verzinker und Spengler und dann mindestens ein Dutzend Trödler und Raritätenvermittler. Demzufolge ein farben-, schmutz- und lärmreiches, wogendes Hin und Her in diesem 2½ m breiten Verkehrsweg.

Dort tragen sechs Kulis einen schweren Baumstamm in die Bude eines Möbelschreiners. Stauung hinter und vor ihnen, Gekeif und Geschupse. Da balanciert ein hoher Zweiräderkarren im Zickzack zwischen den rissigen Mauern und verklebten Bretterwänden hindurch. Ein stetes Schreien und Rufen aus seinem Innern drückt die eiligen Fussgänger in die Türöffnungen rechts und links, bis das Vehikel, gezogen von geifernden, dumm dreinglotzenden Karbauern (malaiische Hausbüffel) an ihnen vorbeigeschwankt ist. So ein Karren war es auch, durch dessen gefährliches an mir Vorbeistreichen ich Ho-Lei-Su, den Wohltäter, kennenlernte.

Es war bei meinem zweiten Djocia-Besuch. Die Hitze wurde aus der breiten, wasserbesprengten Hauptstrasse durch ein schwaches und doch schon angenehmes Abendlüftchen weggedrängt und begann, sich soeben auch aus den engern Seitengässchen zu verkriechen, zurück in die niedern Chinesenhäuser und ihre hintern, kleinen, offenen Höfe. Ohne festes Ziel schlenderte ich in das besagte Quartier mit der «Toko-Strasse» (Toko-Krämer). Darin herrschte noch ge-

schäftiges Treiben: Mit lautem Schreien, sekundiert von gellendem Glockengebimmel, trippelte ein javanischer «Restaurateur» daher. An seinem Tragstock aus geschabtem Bambusrohr wippte im Rhythmus seiner kleinen, schnellen Schritte die Küche mit brennendem Herd und brodelndem Öltopf. Mit kreisender Stimme pries er die gebackenen, tiefenden Leckereien, die schimmlichen Reiskuchen, die leuchtend roten und gelben Sirupe, um hungrige Mäuler herbeizulocken. Ein ausgemergelter Hund, drei oder vier Rassen in sich vereinigend, liess sich das nicht zweimal sagen, schnappte einen vom wandelnden Restaurant auf die schmutzige Strasse gepurzelten, kräftig riechenden Fischkuchen weg und verschwand damit hinter einem vorbeirollenden Zweiräderwagen. Leicht liessen der Klang der Worte des Kochkünstlers und die sie begleitende Mimik erkennen, dass er diesen Kunden weder mit einem «Guten Appetit!», noch mit einem «Auf Wiedersehen!» begrüsst resp. verabschiedet hatte. «Auch der wird durch das Geschwätz nicht zu Kreuze kriechen, so wenig wie die zweibeinigen Diebe!», dachte ich und drehte mich einem kleinen Schaufenster zu. Daraus kokettierte mit leuchtenden Blicken, auf harten, mit rotem und abgeschossen bläulichem Papier überzogenen Brettern ruhend, altes, handgeschlagenes Silber- und Goldwerk. Aber auch andere kleine Kunstwerke jüngern und ältern Datums riefen mich in derselben stummen Sprache an: Elfenbein- und Specksteinschnitzereien, Kästchen und Dosen mit Perlmuttereinlagen, Ringe mit blitzenden Steinen in allen sieben Regenbogenfarben, einige alte Krisse (Kris[se] = Indischer Dolch) mit ziselierten Messing- und Silberscheiden, schimmernder Haarschmuckflitter mit baumelnden Blättchen und Blüten aus Silberblech, verbeulte Kupfer-Teekannen verschiedener Formen und Grössen, zwei schlecht geschnitzte, hölzerne Wajang-Puppen (Wajang = Schauspiel), einige chinesische, gestickte Seidentücher. Und zwischen all dem er-

spähte ich noch viele kleine Säckelchen durch die vier angelaufenen Scheiben. Immer aber kehrte mein Blick zurück zu einem einfach ziselierten Silberdöschen von ganz eigenartiger Form. Den Deckel zierte ein vergoldetes Scheibchen mit sehr schöner, herausgehämmerter Kreisfüllung: Blätterranken, in denen drei Waldvöglein spielen. Auf einmal stand ich in dem niedern Ladenraum vor einem freundlich grinsenden, jungen Chinesen, zeigte auf das blanke, runde Ding im Fenster und frug nach dessen Preis. Mit grösster Selbstverständlichkeit nannte der Sohn aus dem Reiche der aufgehenden Sonne eine unverschämt hohe Summe. Als ich nach einer Viertelstunde angestrengten Feilschens einen Abzug von nur drei Gulden erreichte, gab ich den Kampf auf und trat unverrichteter Dinge wieder in die lärmende Gasse hinaus. Grad schwankte ein hochgeladener Zweiräderkarren vorbei. Die ungeschmierten Radnaben schrien wie aus dumpfer Verzweiflung ihr ohrenzerreissendes Girren und Pfeifen und Quitschen an die Häuserreihen hin- und herüber. Ich drückte mich in die nächste Türöffnung. Da glitschte der eine der beiden ziehenden Karbauern aus und warf ein kleines Mädchen, das in diesem Augenblick an ihm vorbeischlüpfen wollte, zu Boden. Unfehlbar hätte er beim sich Wiederaufrichten der vor Schreck stumm und starr in der Strasse liegenden Kleinen die Beinchen abgestampft. Mit einem Satz war ich bei ihr, rollte aber auch im gleichen Moment an die Häuserwand zurück infolge des harten Zusammenpralls mit dem Karrenführer, der von der andern Seite dahergerannt kam. Mit einem gewaltigen Rucke riss er die schweren Büffel hinüber und schob gleichzeitig mit dem Fuss das Mädchen aus der gefährlichen Lage. Schnell sprang ich auf, stellte das jetzt heulende Kind auf die unversehrten Beinchen und begann meine arg beschmutzte Kleidung zu säubern.

Da ging neben mir eine kleine Tür auf. Ein kahlköpfiger Chineser mit wei-

chen Zügen trat auf mich zu und lud mich ein, in seinem Hause mich einer Bürste bedienen zu wollen. Freundlich blickten seine etwas wässerigen Augen. Mit einem gütigen Lächeln, das die gelben Falten im glänzenden Antlitz verdoppelte, trat er bescheiden zur Seite und liess mir den Vortritt. Der Raum glich einem fast leeren Ladelchen. Nur ein trübes Halbfenster und die offene Türe liessen das schon dämmerige Abendlicht herein. Ich blieb stehen. Aber der ruhig lächelnde Alte ging weiter, vorbei an dem pultartigen Ladentisch. In der hintern Bretterwand öffnete er eine Türe und nötigte mich mit gemüthlichem Nicken, ihm in das hintere Gemach zu folgen, das vom Hof her beleuchtet wurde. Hier schritt er zu einem der an den Mauern stehenden Kasten und holte von dessen Seitenwand eine dort hängende Bürste. Ihre Haarbüschel waren zum Teil ausgefallen, zum Teil nach einer Breitseite hin geschweift. Und indem er mir das ziemlich hergenommene Gerät reichte, begann er mit beinahe salbungsvollem Tone mich willkommen zu heissen: «Bescheidenheit ist die Zierde der Glücklichen! Wohltun und Helfen bringt der Seele den himmlischen Frieden!»

Nach dieser priesterlich anmutenden Begrüssung frug er mich, ob ich mich verletzt hätte. Ob ich durstig sei, er wolle mir gleich ein Glas Wasser bringen. Schon verschwand er durch den Hof, während ich die Andenken an die heftige Bekanntschaft mit der Gasse aus Hose und Jacke bürstete. Mit kurzen Schritten trippelte der immer noch gutmütig lächelnde Chineser wieder ins Gemach und freute sich sichtlich, dass ich das etwas warme Wasser mit einem Zuge trank. Meinen herzlichen Dank wehrte er mit den Worten: «Ich tue nur, was der grosse Meister von uns Menschen verlangt. Ob reich oder arm, ob gläubig oder ungläubig: wir müssen einander helfen, wollen wir einmal die sieben Seligkeiten geniessen.»

Dann nickte er mir wieder freundlich

zu und frug mich erst jetzt, beim Hinaustreten in das dunkle, kleine Ladenlokal, ob ich in der Stadt wohnhaft sei und was mich in dieses krumme, schmutzige Strässlein geführt hätte. Mit feinem Lächeln hörte er auf meine Antworten, zeigte mit einer Handbewegung in dem fast leeren Zimmerchen herum und meinte: « Zu meinen Kunden gehörst du, mein Herr und Gast, nicht gerade. Hier in den Schubladen des Pultes würdest du nur wertlosen Gerümpel armer Leute finden. Wenn sie in Not geraten, helfe ich ihnen so gut ich es vermag. » Mit einem zufriedenen, kleinen Lachen und Kopfnicken grüßte er mich an der Türe vorn: « Gute Reise, mein Herr! Und mögest du weiter gesund bleiben an Körper und Seele! »

Es war dunkel geworden. Noch schwebte ein schwaches Abendlicht über den geschweiften Dächern. Unter ihnen spielte aus einigen offenen Türen und durch die Ritzen der Fensterläden rötlicher Flackerschein qualmender Öllämpchen auf die Gasse heraus. Von drüben, aus einem Eisen- und Kupferwarenladen, fiel von einer Gasolinlampe her ein hellgelber Strahlenkegel quer über die Strasse. Ihm folgte ich und kaufte einige kleine gegossene und von Hand gefeilte Messingschellen, die in jener Gegend den Ziegen umgehängt werden. So nebenbei frug ich nach dem Namen des hilfreichen, lächelnden Chinesen schräg gegenüber. Ho-Lei-Su, heisse der Alte. Ich sei wohl ein Fremdling, dass ich den Wohltäter der Armen nicht kenne, meinte eine Eingeborene. Und während sie ein emailliertes und ein kupfernes Kesselchen in den Händen hielt – die Wahl zwischen den beiden schien ihr schwer zu fallen – schwatzte sie weiter: Aus allen Stadtquartieren, selbst aus den Kampungs (Kampung, Kampong = Eingebornendorf) kämen ihre Landsleute hierher, wenn sie Geld nötig hätten. Und gegen geringste Pfänder zahle Ho-Lei-Su so viel und habe auch für den Allerärmsten immer ein freundliches Wort. « Ja, ja », seufzte sie mit

einem Blick auf die beiden Kesselchen, « wenn alle Menschen so gut wären wie Ho-Lei-Su, dann könnte sie jetzt grad beide Eimer kaufen. »

II.

Einige Monate später stand ich wieder vor jenem kleinen Laden mit den papiergedeckten Gestellen. Die Silberdose mit der vergoldeten Deckelrosette war weg. Aber hinter einem grinsenden, chinesischen Götzen aus Porzellan lag ein silbernes, reizend gehämmertes Schälchen, etwas kleiner und niedriger als die verschwundene Dose. Ich trat in den dumpfen Raum. Der junge Chinese nannte mit langweiligem Gesichtsausdruck eine höhere Summe als das vorige Mal für die Dose. Da ich ihm dies vorhielt, antwortete er mit einem Achselzucken und überliess das Hin- und Hermarkten mit mir seiner Mutter, die gerade durch die verhängte Türöffnung an der Hinterwand eintrat. Ich erzählte ihr, wie sich meine Kleine zu Hause freuen würde, wenn ich sie mit diesem Schälchen überraschen könnte, in welches sie blaue und gelbe und rote Blumen stellen wolle. Da erst konnten wir uns auf einen Preis einigen, der fast genau in der Mitte zwischen dem zuerst gefragten und dem von mir vorgeschlagenen lag.

Mit dem unscheinbaren Päcklein in der Tasche machte ich einige Schritte weiter zur zweitnächsten Türe: Wie geht's, Wohltäter Ho-Lei-Su? Durch das Halbfenster sah ich, dass sich etwas bewegte vor dem Ladenpult. Gerade überlegte ich, ob ich trotzdem eintreten solle, da ging die Türe auf. Aus den glänzenden Augen eines javanischen Greises flog ein dankbarer Blick zurück ins Dunkel. Sachte und warm klang es daraus hervor: « Armut ist keine Schande! Schande trifft aber jenen, der die Armen betrügt. Ho-Lei-Su bezahlt seinen armen Freunden darum das Dreifache für die wichtigen Pfänder, die sie ihm bringen. Ho-Lei-Su ist der Freund der Armen. » Noch einmal verneigte sich tief der Greis und trippelte dann die Gasse hin-

ab, geführt von einem kleinen, schmutzigen Mädchen. Wie er, so war auch dieses in einfärbigen, indigoblauen Sarong des mitteljavanischen Volkes gehüllt, der zusammen mit dem meist schwarzen oder ebenfalls dunkelblauen Jäcklein der Männer und Frauen den düstern Eindruck völliger Verarmung stark betont.

Ho-Lei-Su hatte mich erspäht. Er trat sogleich hinter dem Pult hervor, empfing mich mit dem gleichen, freundlichen Lächeln wie bei unserm Bekanntwerden. « Herr, du siehst gut aus ! » begrüßte er mich. « Darf ich mich so glücklich schätzen, dich als meinen Gast willkommen zu heissen ? Einst sagte ein Erleuchteter : Wer nicht zögert, die Schwelle des Armen zu überschreiten, der ist wert, reich zu werden ! Darf ich dich bitten, mir die Freude zu gewähren, mit dir plaudern zu können ? »

Seine Einladung sei mir sehr angenehm. Aber, entgegnete ich, um ihn nicht zu beleidigen, ich wolle noch in einem Antiquitätenladen weiter vorn einen Kris kaufen und zudem sei für ihn ja, wie ich soeben bemerkt hätte, der Feierabend noch nicht angerückt. « O Herr, lasse dich deswegen nicht zurückhalten, bei mir einzutreten ! » wehrte der Alte, und schaute mir mit seinen dunkelbraunen, etwas vorstehenden, wasserigen Augen offen ins Gesicht. « Vielleicht könnte ich dir zu einem Kris verhelfen », meinte er dann lachend. Über die gelbbraunen Falten in Stirn und Wange begann es zu wetterleuchten. Nur einen Augenblick. Dann fügte er mit der gemütlich freundlichen Miene wie vorher erklärend bei : « Du hast jenen weisshaarigen Javanen gesehen, der soeben aus meinem Geschäft trat ? Ja ? Er hat für die Hochzeit seiner jüngsten Tochter Geld gepumpt. Als Pfand hinterliess er mir neben kleinem Familienrat auch einen ganz hübsch gezeichneten Kris mit messingbeschlagener Scheide. Ich kenne meine armen Kunden und könnte wetten, dass dieser zahnlose Grossvater, der so lieb für seine Kinder sorgt, die Pfänder nicht mehr zurück-

holen wird. Er stammt ja aus einem weit entfernten, sehr armen Kampong. Und sollte er doch kommen, so schenke ich ihm die Zinsen für jenen Teil des Darlehens, welcher auf den Kris fällt. Willst du ihn haben ? »

Mit diesen Worten reichte er mir das Dolchmesser, das er unterdessen aus einer untern Schublade seines Pultes hervorgeholt hatte. Der Griff stellte eine aus gelblichem Bein geschnitzte, menschliche Figur dar mit langer Nase und ausgebohrten Augen. Auffallend war der für die Djoccia-Gegend charakteristische, schön geschwungene und spitz auslaufende Griffschirm aus poliertem, prächtig gezeichnetem Djatiholz (Djati = eichenhartes, aber helleres, ausgezeichnetes Bauholz). Über die schwach konische, hölzerne Scheide war eine passende Messinghülse gestülpt, auf welcher mit feiner Nadel ganz eigenartige Linienmotive ziselirt waren. Durch die verdickten und wieder auslaufenden Wellenornamente ging ein lebhaft wirkendes Wogen. Der Dolch selbst war nicht geflammt, wie ich erwartet hatte. Doch glänzten aus dem geraden Stahl die wunderschönen Maserbilder der ganz alten javanischen Schmiedekunst. Das Stück gefiel mir ausserordentlich. Was wird der Chinese dafür verlangen ?

Meine Gedanken wurden durch den Wohltäter laut beantwortet : « Nicht wahr, ein ganz interessantes Mordinstrument ? In deinen Händen, o Herr, würde es keinen Schaden mehr anrichten. Bedenkt, dass Menschen, die richten, nicht mit göttlichen Augen sehen, nicht mit göttlichen Ohren hören und nicht mit göttlichem Wissen handeln, sagte einst ein grosser Meister ! » Die Stimme des Alten hatte eine salbungsvolle Färbung angenommen. Sein priesterlicher Gruss bei unserer allerersten Begegnung schoss mir durch den Kopf : « Wohltun und Helfen bringt der Seele den himmlischen Frieden. » Schnell aber wurde dieser Klang, der aus dem Altarzimmer dieses frommen Mannes sich hierher verirrt zu haben schien, wieder vom frühern Ton

beherrscht, als er fortfuhr: «Du bist mein Gast und mein Freund! Gib mir die zwei Ringit (= 5 Fl.), welche ich dem Javanen dafür bezahlt habe, dann ist der Kris dein Eigentum!»

Dem zuvorkommenden Lächeln glaubte ich ohne weiteres. Zudem wusste ich auch, dass in einem Laden eher mehr dafür verlangt würde. Der Gedanke an die Begleitworte, mit denen der Wohltäter den greisen Eingebornen verabschiedet hatte, konnte mich daher nicht hindern, die zwei Silberstücke in die Hand des ruhig abwartenden Chinesen zu legen. «Du hast ein gutes Werk getan, mein Freund, denn mit diesem Gelde kann ich wieder andern armen Leuten helfen, die mit ihrer Hände harter Arbeit kaum das verdienen, was sie benötigen, um nicht stets noch mehr zu verarmen. So bleiben sie trotzdem zufrieden und glücklich, wissen sie doch, dass ihnen geholfen wird, wenn's nottut.» Dann, nach einer Atempause, schloss er ruhig und selbstverständlich an: «Siehe, mein Freund, auch ich lebe in aller Einfachheit» – ein schneller Blick flog aus seinen schiefen, wässerigen Augen über die kahlen Wände des düstern Ladenlokals – «und das Glück meiner Seele finde ich in den Wahrheiten unseres göttlichen Konfutse, mit dessen Weisheiten ich auch meinen Kunden Genügsamkeit und Freude ins hungernde Herz giesse.» Seine Stimme war leiser, eindringlicher geworden. Über die gelben Falten seines breiten Antlitzes flog ein Schimmer, als er den Namen des grossen Weisen des Ostens aussprach, und ein friedevolles Lächeln tauchte daraus hervor, als er mir die Hand reichte an der Türe und mit den Worten: «Es wird mir schmeicheln, dich bald wieder zu sehen in meinem Hause!» mich verabschiedete.

Durch den lauen Abend bummelte ich ins Hotel zurück und frug den Djongos (Djongos = indischer Hausdiener und Kellner und Zimmerdiener in den Restaurants und Hotels), der mir einen Wermut brachte, ob er Ho-Lei-Su kenne. «Wenn der Herr den Geldleiher hinter

dem Marktplatz meint, dann ist es der Freund der Armen. Gewiss kenne ich ihn. Wenn's gegen das Puassah-Fest (Puassah = mohammedanisches Neujahr. Während eines Monats werden in den Moschee-Hofweihern die Füsse gewaschen und im Gebäudeinnern Gebete und Koransprüche gemurmelt tagsüber. Erst nach Sonnenuntergang darf gegessen werden, was stets ausgiebig nachgeholt wird. Die Eingebornen verpfänden in diesen Zeiten Möbel und Zierat, um am Schlussfesttag alle Familienangehörigen vom Kopf bis zu den Füßen neu einkleiden zu können) geht, bringen die meisten der Eingebornen ihren Schmuck zu ihm und nicht ins staatliche Pfandhaus. Denn er zahlt viel mehr und zeigt jedem ungefragt die gedruckten Zettel, worauf die Preise für Gold und Silber und Messing ganz genau bis auf Pitjis (Pitjis = javanischer Volksausdruck für ein 10 Cent-Stück) und Cents angegeben sind. Und die Gewichtsteine mit den eingepressten Ziffern legt er vor seinen Kunden in die kleine Waage auf dem Ladentisch. Ich glaube zwar nicht», fügte der Hoteldiener in frisch gebügelter, weisser Tutupjacke (Tutupjacke = geschlossener Herrenrock, ähnlich einer Zuckerbäckerjacke mit hohem, angenähem Kragen, meist aus weissem Drilch) schlau lächelnd hinzu, «dass auch nur einer der armen Schlucker, die von weit herum zu dem Chinesen kommen, lesen kann. Dies ist aber nicht nötig! Ho-Lei-Su ist der ehrlichste Händler in Djoccia. Jeden Wertgegenstand betrachtet und betastet er zuerst gründlich und ruhig und wiegt ihn dann. Mit Pinselchen und Tusch aus einer kleinen Porzellanschale malt er auf einem Papierstreifen seine verrückten Zeichen und rechnet. Und zwischenhin ein ermutigt er seine Freunde mit sachtem Lächeln: „Ho-Lei-Su will das Wohl der Armen. Er gibt ihnen den vollen Wert ihrer Pfänder und noch mehr. Denn er will selbst auch arm bleiben, weil Armut in den Himmel der Seligkeiten führt.“ Zum Schlusse, wenn das schmale Papierband vollgeklext ist, zählt er einem

jeden genau vor, wieviel er ihm für diesen Ring, für jenen Haarpfeil, für die Armspange, den Kris und all die andern Pfänder geben könne und wieviel dies zusammen betrage. Und während er den dankbaren Leuten die Summe über das Pult hinüberschiebt, verschwinden die glänzenden Gegenstände in die verschiedenen Schubladen. O Herr, dieser Chinese ist wirklich ein Wohltäter der Armen ! »

Der Ruf Ho-Lei-Sus war, wie der alte Javaner bewies, selbst in weit entfernte Weiler gedrungen. Man erzählte sich von der Güte und Freundlichkeit des gelben Wohltäters. Von Mund zu Mund liefen die schönen und tiefsinnigen Worte, die der ewig lächelnde Chinese selbst dem zerlumptesten Kuli aus den umliegenden Zuckerrohrgebieten als kostenlose Dreingabe mit leutseligem Blicke verabreichte.

III.

Bis zu meinem nächsten Djoccia-Besuch verging ein halbes Jahr. Lebte Ho-Lei-Su noch ? « Gewiss ! » beteuerte der Djongos im Hotel, « er wohnt immer noch hinter dem Marktplatz, dem Sammel- und Treffort der Javaner von nah und fern. Die Zuckerriedkauer müssen dann nicht mehr weit gehen, um vom freigebigen Orang Tjina (Orang Tjina = Mann aus China, Chinese) Geld pumpen zu können ! » Dieser Witz, ebenso flach wie das Antlitz des Malaïen, wurde dennoch voll Stolz mit breitem Grinsen unterstrichen und im Gang draussen umständlich den Berufsgenossen wiederholt.

Nach dem Abendtee spazierte ich in die bekannte Chinesengasse. Ho-Lei-Sus schmaler Laden war leer. Ich trat ein. In der Bretterwand hinter dem Pult erschien in einer auf Tischhöhe liegenden, kleinen Fensterluke, die ich erst jetzt entdeckte, ein Kopf, verschwand aber sogleich wieder. Das war doch nicht das etwas breite Antlitz meines weisen Freundes ? Die vielen Falten, die das Alter in Wangen und Stirne gezeichnet hatte, fehlten : dies war ein junges, schmales Gesicht, in welchem die Bak-

kenknochen durch die Glätte der gelben Haut stärker hervortraten. Wo hatte ich doch diese auffallend stark aufgeworfene Oberlippe und diese dünnen, schrägen Augenschlitze schon gesehen ? Ich hatte nicht Zeit, lang darüber nachzudenken, denn schon knarrte die Türe dort hinten, und Ho-Lei-Su trippelte rasch mit strahlendem Lächeln auf mich zu :

« Im Hause des Armen ist jeder willkommen ! Du aber, mein Freund, beglückst mich mit deiner Gegenwart ganz besonders ! » Ohne weiteres führte er mich in das Zimmerchen hinter dem Laden und bot mir den einzigen, schön geschnitzten und rot lackierten Stuhl an. Er selbst setzte sich auf ein kleines, mit einfachem Sarong bedecktes Kästchen mir gegenüber. Gemütlich plauderten wir zusammen. Ich musste mich wundern, wie er immer passende, weise Sprüche einzuflechten wusste. Er schien mir die im Leben angewandte Weisheit seines Meisters Konfuzius zu verkörpern, der mit seinen Schülern der notleidenden Menschheit zum Trost und zur Stütze die leuchtenden Sprüche über die Armut geschenkt hatte. Verbarg sich nicht mehr oder weniger hinter dieser Methode des Zitierens eine gewisse Eigenschmeichelei ? Warum betonte er so sehr seine Armut und das Glücksgefühl, das sie in seinem Herzen auslöse ? Bemerkte er, dass ich davon bei weitem nicht in dem Mass überzeugt war, wie er es zu sein schien ? Nun, er schöpfte aus täglicher, traurigster Erfahrung. Und er sprach ruhig und mit unverkennbarer Zufriedenheit.

Ho-Lei-Su entschuldigte sich für einen Augenblick. Ich schaute mich um : das Hinterzimmer, in das mich der Chinese als sein Gast geführt hatte, war einfach und sauber eingerichtet, ähnlich dem schmalen, kahlen Ladenlokal, in welchem er seine Kunden bediente und das daher stilgerecht im Armenleutegewand gehalten schien. War Ho-Lei-Su ein armer Mann ? Wohl machte er in seiner äusserst einfachen, chinesischen Kleidung diesen Eindruck. Wie aber kam jener

schöne Stuhl hierher? Und dort, an der Wand, auf einer schwarzen Kommode, über einer kleinen, farbig bestickten Seidendecke, dieses fein geschnitzte, mit Rot und Gold lackierte Glaskästlein, das bei meinem ersten Besuch ebenfalls noch nicht zum Inventar dieses Zimmers gehört hatte? Zwei bemalte Porzellanschälchen standen darin. Wie das Kästchen, stellten auch sie kostbare Arbeit dar.

Da trat mein alter Gastherr wieder ein. Vorsichtig setzte er einen kirschroten, spiegelnden Servierteller, in welchem zwei flache Teetässchen einen feinen Duft ausströmten, auf eine geflochtene Matte am Boden und sagte mit leise bewegter Stimme: «Mein Freund, würdest du mir die grosse Freude nicht versagen, mit mir nach uralter Sitte den Tee auf der Matte am Boden zu trinken? Er schmeckt zehnmal besser auf diese Weise!» Aus den wässerigen Augen traf mich ein Blick felsenfester Überzeugung von der Wahrheit dieser Behauptung. Natürlich erfüllte ich sofort seinen Wunsch und setzte mich auf das dargebotene Kissen. Mit unterschlagenen Beinen betrachtete ich die ganz dünnen Porzellantässchen, deren hellgoldenem Inhalt je ein feines, weisses Dampfschnürchen entstieg und sich ringelte und krümmte, wie wenn es durch die dicke Luft einen Ausweg suchte. Die halbdurchsichtigen Schälchen aber hielten meinen Blick gefangen: Mit spitzem Pinsel waren rund herum wunderschöne Goldmalereien aufgetragen und eingebrannt. Es war ein herrliches Kunstwerk eines altchinesischen Meisters. Ho-Lei-Su musste meine Gedanken erraten haben. Noch stehend sprach er zu mir herab:

«Auch der Ärmste hat seine Freude an Schönheit», wie wenn er sich entschuldigen wollte. Und über seine unergründlichen Züge glitt durch die Falten und Fältchen ein versöhnendes, geheimnisvolles Lächeln, als er hinzufügte: «Nur Schönheit kann wirkliche Freude schaffen. Über die Schönheit von Linie und Farbe schwingt sich die Schönheit der Form. Diese wird wieder beherrscht

von der Schönheit des Wortes. Und über dieser erstrahlt die Schönheit der Idee... Diese letzte aber, wenn sie schön ist, so ist sie auch wahr, ist weise, ist göttlich!...»

Nichts Grosstuerisches, eher etwas Priesterliches klang aus diesen ruhig ausgesprochenen Worten. Ohne Hast hatte sich der weise Alte zum rot- und goldlackierten Glaskästchen begeben, hatte die beiden geschnitzten Türflügel geöffnet und aus einem Schublädchen ein dickes Bündel vergriffener Papierstreifen herausgeholt. Mit einem freundlichen Kopfnicken reichte er es mir und setzte sich mir gegenüber auf die Matte, das Gesicht gegen die Fensterluke in der Bretterwand zwischen uns und dem Ladenlokal gerichtet. Ein bescheiden zufriedenes Lächeln um Schlitzaugen und breiten Mund, in Haltung und Ausdruck an den meditierenden Buddha erinnernd, wartete Ho-Lei-Su still, bis ich von den vertikalen Reihen der sorgfältig auf die Papierstreifen gepinselten chinesischen Schriftzeichen aufschaute. Mit sachter Stimme begann er dann:

«Das alles sind Sprüche von Konfutse. Ich habe sie überallher zusammen gesucht. Es sind Weisheiten über die Armut. Ich kann sie wohl gebrauchen bei meinem täglichen Umgang mit den armen Rackern dieses armen javanischen Volkes. Nicht das Geld, das ich diesen kleinen Leuten schenke gegen das Pfand ihrer armseligen Schmuckstücke und anderer Gegenstände ist es, was in ihrem Herzen Dankbarkeit gegen mich erweckt. Der Trost allein, der aus diesen weisen Sprüchen fliesst und welchen ich einem jeden meiner seufzenden Kunden als Wegzehrung mitgebe, hat mich zu ihrem Wohltäter gestempelt. Dem göttlichen Konfutse verdanke ich mein Glück.»

So einfach und bescheiden hatte er gesprochen, dass eine herzliche Freude und ein wirkliches Verlangen in mir erwachten, Ho-Lei-Su nicht nur als interessanten Ostasiaten, sondern als Menschen kennenzulernen. Er schien mir mit seiner edeln Gesinnungsart alter, im Verlöschen

begriffener, östlicher Kultur, einer der seltenen, wahren Wohltäter des Wortes und der Tat zu sein. Jetzt wies er auf einen der gerade obenan liegenden Zettel hin, fuhr mit dem langen, federkielartig zugespitzten Nagel des kleinen Fingers den gepinselten Tuschzeichnungen nach von unten bis oben und las in etwas salbungsvoll singendem Ton den Spruch auf Chinesisch vor. Dann übersetzte er: « Was ihr den Armen gebt, das empfängt ihr doppelt zurück; denn was eure Seele gibt, das erhält sie wieder... »

Ein Geräusch drang vom Lädlehen zu uns herüber. Ho-Lei-Su hatte es auch gehört. Schnell flog sein Blick durch das quadratische Guckfensterlein. Einer seiner Kunden schien auf ihn zu warten, um irgendeine Kleinigkeit in Geld umzusetzen. Der Chineser bog sich leicht gegen mich, als wolle er sich entschuldigen, unser Gespräch unterbrechen zu müssen, erhob sich und trippelte schlurfend ins düstere Lokal hinüber. Ich blieb allein. Noch hielt ich das Bündel der vergriffenen Papierstreifen in der Hand, starrte auf die geschwungenen, spitz auslaufenden Pinselstriche in deren hundertfachen Zusammenstellungen zu rätselhaften Sinnbildern und dachte über den weisen Tröster der Armen nach, der vor mehr als 2400 Jahren die Seligkeit in der Armut und in der Gerechtigkeit verkündet hatte durch seine tiefsinnigen Sprüche. Und dort drüben, dieser Ho-Lei-Su, der mit bescheiden zufriednem Lächeln die Wahrheit dieser Lebensweisheiten mit der Tat beweist. Unwillkürlich musste ich herüberschauen. Durch das offene Viereck in der Bretterwand sah ich den Wohltäter hinter dem Ladenpult stehen. Aufmerksam schien er die traurige Notgeschichte einer am Boden hockenden, schwächtigen, noch ziemlich jungen Javanerin abzuhorchen. Währenddessen holte er aus einer Schublade die kleinen Gewichtsteine und stellte sie sorgsam in Reih und Glied vor der pendelnden Waage mit den matt angelaufenen Messingschalen auf. In

ihrer Verlegenheit hatte sich die Frau etwas abseits, weit vor dem Pult niedergelassen, so dass ich die zusammengekauerte Gestalt gerade noch sehen konnte. Ach! Ein Häuflein herzbeklemmenden Elends! Ihren besten Sarong (Sarong = langes, gebatiktes Tuch, das wie ein Frauenrock von Männern, Frauen und Kindern getragen wird als wichtigstes Kleidungsstück) hatte die Arme angezogen, einen alten, verwaschenen, vielfach geflickten Rock, in welchem das schöne Braun der einfachen Motive zu einem hellen Grau verblasst war. Das Jäcklein charakterisierte die wie Tiere arbeitenden Frauen Mitteljavas: ein grober Drilch, einfärbig indigoblau. Die Armut hatte ihr scheinbar die sonst übliche Weise der Ausgeh-Kabaja (Kabaja = blusenähnliches, leichtes Jäcklein der Frauen und Mädchen) schon geraubt! Scheu und untertänig stammelte sie ihre Leidensgeschichte. Aus den einzelnen Brocken, die durch das Fensterchen zu mir drangen, konnte ich den Zusammenhang leicht erraten. Es war das immer und überall sich wiederholende, traurige Schicksalslied der armen Bevölkerung Javas: der Mann hatte sie im Stich gelassen. Und auf der Plantage verdiente sie bei strenger Arbeit vom frühen Morgen bis in die Nacht hinein so wenig. Jetzt stehe das Puassahfest bald vor der Türe, und da müsse sie doch ihren Kindern einige neue Kleidungsstücke verschaffen. Darum bringe sie ihm, dem Freund der Armen, ihr einziges Familienkleinod, das sie bis jetzt immer habe behalten können, und bitte ihn, ihr zu sagen, was es wert sei. Das abgehärmte Weib erhob sich mit einem Seufzer und reichte Ho-Lei-Su mit einem ängstlichen, Mitleid heischenden Lächeln einen Fingerring, aus dessen Krone einige farbige Steine rot und blau und silberweiss schimmerten. Erwartungsvoll schauten zwei dunkle, leidensvolle Augen auf den Wohltäter.

Dieser hielt das unscheinbare Ringlein mit zwei Fingern und betrachtete es einen Moment sehr eingehend. Und wie er es

dann in der offenen Hand wog, erschien ein gutmütig tröstendes Lächeln in die stark markierten Falten und Fältchen seines gelb glänzenden Antlitzes, während er mit stetem, leichtem Kopfschütteln den ganz unbedeutenden Wert dieses Schmukkes bekundete. Freundlich murmelte er, dass ich es gerade noch hören konnte: «Armes Frauchen, du wirst doch nicht von Ho-Lei-Su verlangen, dass er dir etwas bezahlt für dies Dingerchen, das nichts wert ist?»

Der verzweifelte Blick aus den brennenden Augen des Weibes musste sein Mitleid erregt haben. Er hob seine Schultern hoch, als ob es ihn Überwindung kostete. Dann hörte ich, wie er sachte und gütig das Trostwort wiederholte: «Was unsre Seele gibt, erhält sie wieder!» Achtlos warf er das Ringlein auf die Waage, grübelte aus einer kleinen Holzschachtel einige 10 Cent- und 25 Cent-Silberlinge hervor, und legte sie mit zärtlicher Handbewegung in einer Reihe auf das Pultbrett. Und mit ernster Miene und einem geflüsterten Dankeswort knüpfte die Frau das Geld in ihr Lendentuch und verliess leise den Laden.

Kaum aber verschwand die schmale Gestalt hinter der Türe, da sah ich Ho-Lei-Su mit schnellem Griff das Ringlein von der Waagschale nehmen. War das wirklich Ho-Lei-Su? Das sachte, salbungsvolle Lächeln war wie weggewischt aus seinen Zügen. Eine harte, grinsende Maske starrte auf das Kleinod. Wie das verzerrte Gesicht eines chinesischen Tempel- oder Grabwächters mit fletschendem Raubtiergebiss, aus Stein gehauen oder bemalt, so mutete mich jetzt dieses Bild

im Halbdunkel an. Mit gekrümmtem Rücken und eingezogenem Kopfe bog sich der Mann über das unscheinbare Ringlein in der linken, flachen Hand, während die langen Finger der Rechten wie eine Kralle darüber hinzuckten.

«Ein echter Diamant!» Deutlich glitten diese Worte in erregtem Flüsterton über seine glatten Lippen. Ein innerer Freudenschimmer über den gelungenen Handel erglänzte in dem breiten Gesicht des Chinesen.

In diesem Moment kam mir plötzlich, wieso, weiss ich selbst nicht, der junge Kopf mit den schiefen Schlitzaugen wieder in den Sinn, der bei meinem Eintritt in den Laden hinter dem Guckfensterchen aufgetaucht war. Und ebenso plötzlich lag des Rätsels Lösung klar vor mir: Es war der Verkäufer im Silber- und Antiquitätenladen zwei Türen nebenan: der Sohn Ho-Lei-Sus!

Da erschien auch schon wieder mit trippelnden Schritten der Wohltäter im Türrahmen des Hinterzimmerchens, wo ich immer noch die goldenen Sprüche des weisen Konfuzius in den Händen hielt, jene Sprüche, welche mein alter Gastgeber jeweils als kostenlose Zugabe seinen armen Kunden für die Wegzehrung schenkte. Das frühere, erhabene freundliche, treue Lächeln breitete sich über sein Antlitz...

Unter meinen Fingern knisterte der Papierstreifen, auf dem in schöner chinesischer Schrift der Freund der Armen geschrieben hatte:

«Was ihr den Armen gebt, das empfängt ihr doppelt zurück...».

